



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Abenteuerliche Pläne in Deutschland, England und gegen die Türken.
Frankfurter Anstand

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

derung eines Kampfbundes die Schmalkaldischen ohne Not weiter zu reizen. Er ließ die Dinge gewähren, hielt aber vollends zurück angesichts der dürftigen Beteiligung. Er wartete lange mit der Zustimmung, noch länger mit dem Beitritt. Es war ja auch, wie wir wissen, gar nicht seine eigene Politik, die hier getrieben wurde, sondern zeitweilig ein Mißbrauch seines Namens; nur wird er sich, nach seinem Verhalten zu schließen, nicht verhehlt haben, daß ihm hier ein politisches Mittel angeboten wurde, das zu seiner Zeit verwertet werden konnte. Undessen, war es wirklich ein Gewinn, daß der Bund von Anfang an drohend auf der Gegenseite lastete? Von den durch Held prophezeiten großartigen Wirkungen des Bundes ist jedenfalls nichts eingetreten. Wohl aber mit der neuen Bedrohung eine neue Stärkung des Schmalkaldischen Bundes.

Natürlich warben die Bundeshauptleute Heinrich von Braunschweig und Ludwig von Bayern weiter beim Kaiser für ihr Werk, und sein geistiger Vater Held unterstützte oder bestellte gar diese Bemühungen schon im eigensten Interesse. Leonhard von Eck hatte immer noch die Stirn zu behaupten, der katholische Bund sei „gegen seinen Willen“ gegründet worden. Das Gegenstück war die naive Mitteilung der Hessen an Bayern, daß sie dächten, den Herzog von Braunschweig zu überfallen. Die bayerischen Beziehungen blieben auch 1539 und länger nach beiden Seiten hin gewahrt, ein sonderbares Moment der Unruhe.

Abenteuerliche Pläne in Deutschland, England und gegen die Türken. Frankfurter Anstand

Während jener unheimlichen europäischen Windstille und nicht ganz ohne Anteil der Erregungen, die Helds Auftreten verursachte, hatte sich in der ersten Hälfte des Jahres 1538 wieder eine höchst bemerkenswerte Umgruppierung der Mächte vollzogen.

In den Kreisen der Schmalkaldischen herrschten so wenig einheitliche Stimmungen, wie in dem katholischen Bund. Trugen sie alle noch Bedenken, bei Bündnisverhandlungen auf die „Ausnehmung“ von Kaiser und Reich zu verzichten, so steigerte sich besonders bei den Städten die Abneigung gegen das Zusammengehen mit Frankreich, je mehr man sich von dessen Verbrüderung mit den Türken überzeugte. Der Rat von Ulm etwa lehnte es im Februar 1538 gegenüber den Straßburgern sehr deutlich ab, „sich mit diesem Könige einzulassen, der seine Untertanen um der göttlichen Lehre willen gemartert, ge-

peinigt und von Hab und Gütern gejagt und, was noch viel schrecklicher, sich mit dem gemeinen Feind, den Türken, verbunden“, ja, diesem zu seinen Übeltaten erst recht den Mut und die Anstiftung gegeben habe. Es sei zu besorgen, daß „Gott der Allmächtige das wahre Licht der Gnaden wieder auslösche und uns an Leib und Seele ewiglich zu Schaden bringe“, da doch auch des Königs „Schande und Leichtfertigkeit unverborgten und wir aus seinen Handlungen keinen Tropfen christlichen Bluts zu erkennen vermögen“.

Wenn trotzdem noch im Laufe desselben Frühjahrs 1538 das verärgerte Kur-sachsen auf Anregung Dänemarks sich wieder ein Herz faßte zu wiederholten Gesandtschaften nach Frankreich, so war König Franz natürlich nicht damit gedient, daß diese ehrlichen Reichsfürsten auch jetzt noch in kein Bündnis gegen den Kaiser willigen wollten, obwohl sie gerade die Sorge vor ihm zur Fühlung mit Frankreich trieb.

Wir sehen noch deutlicher in die Nachwirkungen der Mission Hells, wie in die sich anbahnende Umgruppierung hinein durch die Verbindung, in die während des Sommers und Herbstes die Königin Marie mit dem Landgrafen von Hessen trat. Bei der wachsenden Bedeutung, die der geistige Führer des Schmalkaldischen Bundes für die kaiserliche Politik gewinnen sollte, müssen wir erst recht dabei verweilen. Der luxemburgische Sekretär Naves, der damit den Anfang seiner glänzenden Laufbahn nahm, war anscheinend auf hessische Anregung zunächst privat zum Landgrafen gekommen und meldete von diesem Besuch der Königin Marie, die ihn dann ein zweites Mal mit Kredenz und Instruktion nach Hessen sandte.

Beim ersten Besuch bemühte sich Philipp, ungünstigen Gerüchten entgegenzutreten, als bekämpfe er die Türkenhilfe, betreibe einen Bund gegen den Kaiser und fördere Frankreich durch Bündnis und Zuzug. Er und seine Verbündeten hielten sich im Gegenteil durchaus für verpflichtet, dem römischen Könige Türkenhilfe zu leisten. Wenn aber, wie Dr. Matthias Held überall herumgetragen, kaiserliche Majestät willens sei, sie mit Krieg zu überziehen, so könnten sie sich doch unmöglich aller Truppen und Mittel entblößen. Vermöge man sie aber sicherzustellen, so würden sie auch in Türkenfachen nicht ermangeln. Nur müsse ein Friede besser sein als der Nürnberger, „denn dem zuwider hätten Kammerrichter und Beisitzer gegen sie prozediert bis auf die Acht“. Eine Beschwerde beim Kaiser sei von diesem dahin beantwortet, daß er einen seiner besten Räte senden wolle. Es sei dann wirklich Dr. Held gekommen, habe aber in Schmalkalden so zu ihnen gesprochen, „daß sie alle erschrocken gewesen seien, als ob man sie vor das Haupt geschlagen“. Türkenhilfe wäre auf einem Reichs-

tage zu bewilligen, nicht durch Sondergesandtschaften. Ihr Bund sei rein defensiv. Jetzt aber, sage man, habe der Kaiser sich seinerseits mit dem Könige von Frankreich gegen sie zusammengetan. Man sage auch, daß er, wie einst Utrecht, so jetzt die Bistümer Münster, Osnabrück und Bremen in die Niederlande eingliedern wolle.

Die Königin ließ antworten, daß derartige Aufträge an Held ganz sicher nicht erteilt worden seien, und daß der Kaiser nichts weniger beabsichtige, als Krieg und Verwirrung nach Deutschland zu tragen. Wenn von Frankreich oder von anderer Seite das Gegenteil ausgestreut werde, so heiße das nichts anderes, als Unkraut unter den Weizen säen. Der Kaiser setze sich für die ganze Christenheit ein, und sie, die Königin, werde an ihn gern den Vorschlag weitergeben, bis zum Konzil oder zu einem kaiserlichen Tag die Angelegenheiten der Religion ruhen zu lassen. Denn der Kaiser wünsche ein baldiges Konzil und beschleunige auch seine Rückkehr nach Deutschland. Von Absichten auf jene Bistümer sei keine Rede. Wegen Geldern und Cleve solle Naves nach seiner Sonderinstruktion verfahren. Hier handelte es sich darum, daß der alte Unruhstifter Karl von Geldern sonderbare Verfügungen über sein Herzogtum getroffen hatte, in die bald auch der Erbprinz Wilhelm von Cleve hineingezogen wurde.

Als um die Zeit von Naves Werbung, im September 1538, Wilhelms Schwager, der junge Kurfürst von Sachsen ängstlich geworden bei Hessen anfragte, ob man nicht dem Kaiser doch zuvorkommen müsse, antwortete der Landgraf ganz gegen seinen früheren Stil: Nein. Auf bloßen Verdacht hin zu handeln, sei gefährlich. Sie hätten auch nicht das Geld. Der Kriegsplan sei schwer zu machen, da immer ein Teil von Deutschland entblößt sein würde; am ehesten sei noch ein Einfall in die Lande des Herzogs Heinrich von Braunschweig und Georgs von Sachsen zu empfehlen. Besser jedoch, auf ehrlichen Frieden und Vertrag zu sinnen.

Die Saat des Friedens trieb ihre Sprossen auf beiden Seiten.

Denn wir erfahren aus dem Briefe des Kaisers an König Ferdinand vom 28. Juli, wie sehr ihn schon die ersten Mitteilungen aus Hessen beschäftigten. Er bat, der König möge im Sinne seiner Verabredungen mit dem Papst und mit Frankreich tätig sein. Gemeint waren Verabredungen von Aliguesmortes, die der Kaiser in sehr unbestimmter Form selbst verbreitet hatte. Die Schmalkaldischen witterten darin, wie wir gesehen haben, den Protestantenkrieg. Allein selbst die intimsten Korrespondenzen der habsburgischen Geschwister wissen nichts davon, sondern nur von dem Wunsch, König Franz von seinen deut-

schen Freunden abziehen und dadurch eine friedliche Lösung zu erleichtern. Am deutlichsten ist eine Äußerung Marias in ihrer bald zu besprechenden großen Denkschrift gegen den kaiserlichen Seekrieg, wo sie unter Bezugnahme auf die Mitwirkung Frankreichs ausdrücklich davon spricht, daß der Kaiser die deutschen Fürsten zur Türkenabwehr heranziehen solle durch friedliche Mittel und dadurch, daß er ihre und ihrer Untertanen Herzen gewinne — Umgruppierung also dieser Fürsten von Frankreich zum Kaiser.

In der Tat stoßen wir in den ursprünglichen Akten auch im weiteren Verlauf dieser Jahre 1538/39 nur auf die gerade Fortsetzung der in der Geheiminstruktion für Held erkennbaren Linie kaiserlicher Politik in Deutschland. „Es handelt sich darum, ihnen entgegenzukommen in einzelnen Punkten, die nicht die Substanz des Glaubens betreffen und kein grobes Ärgernis erregen, durch Abrede auf Zeit oder für immer“, schrieb Karl dem Bruder am 22. September.

Karls hochgespannte Gedanken ergriffen noch einmal in absonderlich kühner Phantastik die ganze Welt. Welche Beruhigung in England eingetreten war, sahen wir. Heinrich VIII ließ im Januar 1538 den Kaiser wissen, daß er zwar ein päpstliches Konzil ablehne, nicht ein kaiserliches. Aber es verwundert doch aufs höchste, nun zu erfahren, daß der Kaiser nach allem was vorgefallen war, und in wirklich erschreckender Kälte gegenüber dem Schicksal seiner Nichte Christine allen Ernstes auf den zwischen Chapuns und Heinrich VIII ausgeheckten Plan einging, für den König die Hand der noch immer blutjungen Herzogin-Witwe von Mailand und damit Ansprüche auf den dänischen Königsthron zu gewinnen. Als Bedingung verlangte der König, daß Pfalzgraf Friedrich und seine Frau Dorothee ihrerseits verzichten sollten. Der Kaiser korrespondierte mit seinem Bruder über diese ganz unerwarteten Aussichten des Hauses Habsburg im Mai und Juni 1538 eingehender. Lund sollte die pfalzgräfliche Familie, die ja doch aus eigenen Mitteln die Unternehmung gegen Dänemark nicht wagen könne, zum Rücktritt von ihren Ansprüchen bewegen — was bereits die größten Schwierigkeiten machte; Dorothee hörte nie auf, sich in offiziellen Unterschriften als „der dänemarkischen Königreiche geborene Prinzess und Erbin“ zu bezeichnen. Auch abgesehen davon sträubten sich die Pfälzer gegen die englische Heirat.

Gewichtiger noch waren die Forderungen und Einwendungen der niederländischen Regierung, die sich wieder einmal als das nüchterne Gegenstück zu Karls dynastisch maßloser Politik darstellte. Die erste undatierte Denkschrift der Königin stellte Mindestforderungen für die Verhandlungen mit England auf. Im Jahre 1506 sei Philipp der Schöne bei seiner Notlandung in England ge-

zwungen gewesen, jenen schlechten Handelsvertrag, den Intercursus malus abzuschließen; alle Bemühungen, ihn zu verbessern, seien vergeblich gewesen, da er als ewig bezeichnet werde und auch 1515 und 1520 maßgebend geblieben sei. Weil auch die Anstrengungen der jetzigen Regentin, ihn zu ändern, bisher fehlgeschlagen seien, müßte man auf diesen Punkt in erster Linie Wert legen. Lasse sich der ewige Vertrag nicht beseitigen, so dürfe man ihn jedenfalls nicht ausdrücklich bestätigen.

Weiter solle für die Abtretung der Rechte auf Dänemark für alle Untertanen der Niederlande volle Freizügigkeit und Handelsfreiheit in allen Gebieten, Salz- und Süßwässern, in Belt und Sund, auch zum Verkehr nach Preußen, Riga, Reval und Danzig verbrieft werden, ohne neue Auflagen, sondern zu den alten Rechten. Der König müßte auch Sicherheiten bieten gegen jede Piraterie und Belästigung des Handels. Hinterlasse der König mehrere Söhne, so solle der älteste in England, der zweite in den dänischen Reichen folgen, denn eine Erbvereinigung wäre für die Niederlande noch bedenklicher als die Verbindung von Geldern mit Cleve-Jülich, Berg und Mark. Bei allen Verträgen mit dem Herzoge von Holstein oder den Ostseestädten sollten die Belange der Niederlande gewahrt bleiben.

In einer zweiten Denkschrift wurde das Unsinnen des Kaisers zur Hilfeleistung gegen Dänemark rundweg abgelehnt, aber auch das Bedenken gegen den ganzen Plan noch mehr unterstrichen. Der König würde den gesamten Osthandel, der jetzt nach Holland, Seeland, Brabant und Flandern gehe, nach England ablenken. Nicht nur das. Auch in Dänemark habe man es mit den Ostseestädten zu tun, die nie dulden würden, daß ein so mächtiger König diese Reiche besitze. Der Kampf gegen Dänemark verstoße außerdem gegen den Genter Vertrag und schließe die ganz große Gefahr in sich, daß man alle Folgen allein tragen müsse, falls der König sich eines Tages von der Unternehmung zurückzöge; er sei in England unangreifbar, während der Handel im Osten zur See und die Niederlande selbst zu Lande allen Zugriffen und kriegerischen Überraschungen ausgesetzt blieben, wie man das bereits erlebt habe.

Die kluge und mutige Königin-Regentin wagte noch mehr.

Die englische Sorge verflüchtigte sich bei dem schon von Karl gefürchteten Wankelmuth des Königs von selbst; aber eine andere war um so drohender heraufgezogen. Die Königin entnahm genau so wie ihr Bruder Ferdinand aus allen Briefen des Kaisers während dieses Sommers und Herbstes 1538, daß er sich in einem Laumel der Begeisterung befand für einen Türkenfeldzug von bisher unerhörten Ausmaßen, den er persönlich führen wollte. Jetzt, wo er durch die

Freundschaft mit Frankreich in der Lage sei, so las man es in seinen Briefen, müsse das große Werk gelingen. Schon mitten aus den Festtagen von Uiguesmortes hatte er seiner Schwester erstaunlich ausführlich geschrieben von dem sehr familiären und freundschaftlichen Zusammensein mit Eleonore und ihrem königlichen Gemahl und dem ganzen Hof von Frankreich, von der Heimstellung aller Streitigkeiten an die Minister und von dem Willen der Monarchen, auch ohne Rücksicht auf die Verständigung der Minister die Waffenruhe zu halten, ja sie als einen vollkommenen Frieden zu betrachten. Sie seien bereits darüber einig geworden, die „Abgewichenen vom Glauben“ durch den König und den Kaiser friedlich und freundlich zur Kirche zurückzuführen; auch der Papst billige ihr Vorhaben — alles nur, damit man sich mit vereinten Kräften gegen die Türken wenden könne. Die folgenden Briefe zeigten den Fortgang solcher Verhandlungen durch mündlichen und schriftlichen Austausch.

Warum soll sich Franz I in dem seltenen Genuß dieser Kaisertage des Juli 1538 nicht genau so überschwänglich über den Kreuzzugsgedanken geäußert haben, wie im Oktober 1529 zu Paris? Nur daß bei ihm alles ohne nachhaltige Wirkung verrauschte, während des Kaisers schwerfällige Natur entsprechend daran zu tragen hatte.

Natürlich trieb das nächstbetroffene Glied der Türkenliga, Venedig, in die griechischen Gewässer, an den Eingang der Adria, wenn nicht weiter in die Levante. Der Kaiser folgte auch diesen Ideen. Er habe neue Briefe aus Rom und Venedig, schrieb er dem Bruder am 30. November 1538, und man sei einig über die Stärke und Verteilung der Truppen. Nunmehr lasse er die nötigen Zusammenstellungen machen für Lebensmittel, Geschütze, Munition und sonstiges Zubehör. Mit Ferrante Gonzaga und Andrea Doria verständige er sich darüber im einzelnen. Man sprach nicht mehr von den Küstengewässern, vom Schuß der heimischen Gestade. Mehrfach fiel das Wort Konstantinopel.

Durch alle Einreden seiner Umgebung ließ sich Karl in solchen Plänen so wenig stören wie in den Zeiten vor Tunis.

In diese Lage traf mahnend eine warme und doch großartig besonnene Denkschrift der Königin Marie, ganz gewiß ihr eigenes Werk, nach Stil und Orthographie — in der Stimmung unzweifelhaft mit bedingt von den flandrischen Unruhen, die uns bald beschäftigen werden. Es sind die Töne, wie sie früher von Gattinara oder aus Mecheln von Margaretes Lippen klangen. „Eure Majestät sind der erste Fürst der Christenheit, aber ein Kampf für diese ist nur dann eure Pflicht, wenn er mit genügenden Mitteln und mit der Aussicht auf Sieg durchgeführt werden kann.“ Der Weg in die Levante ist weit, und man muß doppelt

gerüstet sein; das ist etwas ganz anderes als Tunis, so nahe vor den Häfen von Sizilien. Und wenn der Türke, anders als Barbarossa, dem Kampf ausweicht, zerstörte Länder ohne Lebensmittel hinterläßt? Erfolge sind hier nicht in raschen Griffen, sondern nur in Jahren zu gewinnen, und das kostet unendlich viel Geld. Was werden denn die anderen dazu beitragen, der Papst, Venedig oder gar der König von Frankreich? Auf diese unerprobte junge Freundschaft ist noch kein Verlaß, denn das, „was er begehrt, ist ja noch in Euren Händen“. Die Finanzen dieser Reiche sind schlecht; alle Länder, Spanien, Neapel und die Niederlande brauchen Ruhe und Frieden auf mehrere Jahre. Die Niederlande sind ohne den Kaiser verloren, besonders wenn unterdessen der Herzog von Cleve in den Besitz von Geldern kommt. „Und es ist nichts so sicher, als daß Eure Majestät vor Gott in erster Linie Ihren eigenen Ländern und Untertanen verpflichtet ist.“

Der Kaiser möge vor allem bedenken, was der Einsatz seiner Person bedeute, was er schußlos hinterlassen würde, „die Kaiserin, Eure Kinder, Eure Länder und uns alle, nicht zuletzt den christlichen Glauben, der doch nur an Euch hängt. Wie werdet Ihr das vor Gott verantworten?“ Den Türken zu besiegen wäre nur möglich, wenn man seine ganze Macht vernichten könnte. „Das aber geht nicht ohne lange Zeit. Und in welcher Lage wären wir, wenn Ihr verlöret oder gar nicht heimkehret! O, um Gottes Willen, ich bitte Euch, doch an das zu denken, was Ihr gegen Gott zu tun verpflichtet seid! Ein großer Fürst wie Ihr darf nur siegen, nie besiegt werden.“ „Wartet ein oder anderes Jahr, ordnet alle Eure Länder von langer Hand, vor allem Deutschland mit Hilfe Frankreichs, gewinnt die Fürsten, daß sie Euch lieben und dann in dieser großen Sache helfen. Zieht von Spanien quer durch Frankreich, regelt alles mit dem Könige, dann kommt in die Niederlande und nach Deutschland und von hier nach Italien. Das wäre mein bescheidener Rat.“

Als Karl diesen leidenschaftlichen Appell an seine wahren Pflichten las, waren seine Schiffe unter Doria und Ferrante Gonzaga bei Korfu endlich zu den Venezianern unter Capello und den päpstlichen Schiffen unter Grimani gestoßen. Ihr Gegner war wieder Barbarossa, jetzt an der Spitze der türkischen Flotte, an Zahl unterlegen, an Erfahrung zur See und Einheitlichkeit der Führung überlegen. Seltsam, daß die beiderseits gesuchte Entscheidung nun doch nicht zustande kam. Vor Beginn des Kampfes trat Barbarossa auf Korfu durch den früher von ihm gefangenen Alonso Marcon in Verbindung mit den kaiserlichen Admiralen. Es scheint sich wirklich um seinen Übertritt zum Kaiser gehandelt zu haben, was von ähnlicher Bedeutung hätte werden können,

wie einst der Parteiwechsel des Andrea Doria. Aber die Bedingungen, etwa seine Wiedereinsetzung in Tunis, schienen den Kaiserlichen zu hoch angesehen des gänzlichen Mangels an Sicherheiten für die Zukunft. So kam es doch am 27. September zum Gefecht vor Prevesa am Eingang der Bucht von Arta, nördlich der Insel Leukas. Aber auch dieser Kampf behielt etwas Lahmes. Die Kaiserlichen nützten ihre Möglichkeiten nicht aus, die türkische Flotte einzuschließen, und das Ergebnis war eher eine Niederlage. Sie suchten bald nachher die Scharte auszuweihen durch Wegnahme des weiter nördlich, an der Bucht von Cattaro gelegenen Castelnovo. Aber wieder gab es, wie schon vor Prevesa, Streit zwischen den Venezianern und den Spaniern unter Doria. Man einigte sich schließlich über die Garnison in der Burg, aber man unterließ es, ihr rechtzeitig Hilfe zu senden, als Barbarossa heranzog, den Ort belagerte und wieder nahm.

Schon die ersten unerfreulichen Nachrichten von diesen Vorgängen werden den Eifer des Kaisers abgekühlt haben. Die Berichte der venezianischen Gesandten vom Kaiserhofe, die von diesen Monaten an durch alle folgenden Jahre in geschlossener Reihe vorliegen, lassen uns das Aufsteigen der großen Pläne und dann ihr langsames Versickern deutlich beobachten. Im Frühjahr meldete Mocenigo, daß sich der Kaiser im nächsten Jahre an die Spitze der Unternehmung stellen werde. Am 24. Mai schrieben alle Gesandten, Tiepolo, Corner, Contarini, Venier und Mocenigo zusammen an den Dogen, daß ihnen der Kaiser eine lange, lebhafte und sehr eindrucksvolle Rede gehalten habe. Die Türkenabwehr zu Lande, habe er gesagt, sei dadurch so außerordentlich erschwert, daß der Sultan mit seinen flinken Reitern immer einer größeren Entscheidung ausweichen könne, sie aber beliebig zu Plünderungen und Überfällen auseinanderziehe und wieder vereinige. Das habe er in Oesterreich gesehen; es habe ihn, obwohl er sonst hart sei, zu Tränen gerührt, als ihm sein Bruder auf dem Wege nach Wien erzählte, daß die starken christlichen Truppen dem Lande mehr Schaden täten, als die Ungläubigen. Zureichende Verteidigung liege unter solchen Umständen nur in starken Grenzfestungen. Er wolle dieses Jahr allgemein auf die Verteidigung bedacht sein; im nächsten Jahr aber einen großen Angriff machen, und zwar zur See. Nach seinen Erfahrungen in Tunis, bei denen er lange verweilte, brauche man mehr als 200 Schiffe und mindestens 60 000 Mann, darunter möglichst viele Deutsche, die sich wie Burgen hielten, und 2000 Pferde für die Artillerie, die man am besten in den großen flandrischen Schiffen zu je 100 transportiere. Wenn einmal ihre Rüstung vollendet sei — dann könne man gleich auf Konstantinopel steuern, das, wie er höre, gerade zur See von drei Seiten wohl zu nehmen sei.

So hoch verfliegen sich seine Hoffnungen. Monatelang war immer noch von diesen Rüstungen die Rede. Freilich auch von den Gegenströmungen in Spanien. Die Castilianer wollten wohl einen Angriff auf Algier zulassen, nicht mehr. Als die Nachricht von Prevesa am 27. Oktober eintraf, gab es lange Erörterungen über die mangelnde Unterordnung der Venezianer unter Doria. Die Gesandten verteidigten Capello. Im Dezember erlebte man neuen Streit über das gemeinsame Überwintern. Im Januar 1539 ist immer noch von den Rüstungen die Rede, aber mehr schon von den Schwierigkeiten, die Karl bei den Cortes fand. Auch klangen trotz fortgesetzter Verhandlungen über mehrfache Familienverbindungen wieder Dissonanzen zwischen dem Kaiserhof und Frankreich durch. Vollends gelangte man in die Nöte der hohen Politik, als mit dem Besuche des englischen Kardinals Reginald Pole ein Angriff auf England zur Vollstreckung der päpstlichen Sentenzen erörtert wurde, wofür man auch Frankreich gewinnen wollte. Am 12. März meldete Mocenigo zuerst den Plan eines Waffenstillstandes mit den Türken unter Vermittlung von Frankreich. Das war einstweilen das Ende.

Inzwischen bemühten sich in Deutschland König Ferdinand und der Kurfürst von Brandenburg sehr ernstlich um die von ihnen vorgeschlagene Vermittlung — Ferdinand in erster Linie zur Gewinnung der Türkenhilfe alten Stils. Wie die Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, so gingen, wie man sieht, auch die Ansätze zur Versöhnung von den deutschen Fürsten selbst aus. Daß ihr der Kaiser geneigt war, wissen wir. Dagegen verhielt sich der päpstliche Nuntius Morone am meisten ablehnend, und als gemäß den früheren Besprechungen des Kaisers mit dem Papste von diesem schon am 4. Juli 1538 ein Legat in der Person Aleanders, jetzt Erzbischofs von Brindisi, mit einer (wie zu erwarten) wenig entgegenkommenden Instruktion geschickt wurde, befürchtete Ferdinand in Erinnerung an die Lage von Worms vor siebzehn Jahren mehr eine Erschwerung, als eine Förderung der Sache. So wurde dem Legaten wenigstens der Nachfolger Morones am österreichischen Hofe, Fabio Mignanello, zugeordnet. Den eigentlichen Verhandlungen blieben beide fern.

Schwierigkeiten gab es auch weiterhin in Fülle. Die Schmalkaldischen zögerten lange mit der Formulierung ihrer Forderungen; sie verlangten kaiserliche Vollmachten für Ferdinand und deren Weitergabe an die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, sowie Frankfurt als Beratungsort. Ferdinand dagegen hätte eine ihm günstiger gelegene Stadt vorgezogen, auch fühlte er sich ausgeschaltet und schlug deshalb als kaiserliche Bevollmächtigte Lund und Hild vor, die Kurfürsten nur als Vermittler.

Der Kaiser ging trotz innerer Geneigtheit sehr vorsichtig zu Werke, verlangte von Ferdinand eine streng vertrauliche Behandlung der Sache und daß man nur „Schritt für Schritt“ vorgehe. Aber am 28. Oktober kündigte er doch den Erzbischof von Lund an, den er mit Instruktion vom 30. November aus Toledo abfertigte. Sie ist in allgemeinen Wendungen gehalten, rechnete noch mit der Mitwirkung des Papstes und des Königs von Frankreich und wollte für die Zurückführung der Abgewichenen nur Zugeständnisse machen in bezug auf den äußeren Verkehr mit dem päpstlichen Legaten, aber in Glaubenssachen höchstens, soweit sie wesentliche Punkte nicht berührten. Dafür sollte man beiderseits Frieden halten und Hilfe gegen die Türken gewähren. Ende Dezember traf Lund beim Könige in Linz ein. Anfang Januar 1539 beriet man dort. Als die ersten protestantischen Forderungen eintrafen, war Alexander entriistet; sie erschienen ihm völlig unannehmbar. In der That, auf die Bestätigung des Nürnberger Friedens, den Anspruch auf Sistierung der Prozesse am Kammergericht, vielleicht auf seine paritätische Besetzung durfte man gefaßt sein; aber die Glaubensfreiheit für alle Reichsstände, das, was man später die „Freistellung“ nannte, weiter das Bekenntnisrecht für alle Untertanen, gegebenenfalls mit dem Recht zur Auswanderung — waren Forderungen, die geistig bereits auf der Vorstellung dauernder Trennung der Konfessionen beruhten und noch hundert Jahre lang umstritten bleiben sollten.

Man durfte von den Frankfurter Verhandlungen um so weniger Gutes erwarten, als die Schmalkaldischen auf ihrem gleichzeitig in derselben Stadt abgehaltenen Bundestag sich allen Ernstes mit Rüstungen beschäftigten und den Gedanken eines Präventivkrieges erwogen. Daß der König von Frankreich auf die vom Kaiser gewünschte Mitwirkung verzichtete, war für ihn ein Gebot der Klugheit; er hätte bekennen müssen. Dafür schien ein Angebot des längst in seinen Diensten stehenden deutschen Söldnerführers Wilhelm von Fürstenberg an die Schmalkaldischen auf ihn zurückzugehen. Nicht minder große Versuchungen kamen von dem Könige von England, der wegen einer Familienverbindung für sich oder seine Tochter mit Jülich-Cleve verhandelte und mit diesem und Dänemark zusammen auf Bündnis antrug; es war die Zeit, da die katholischen Mächte einen Angriff auf England erwogen. Dem jungen Herrn von Cleve mochte die Verbindung mit den Schmalkaldischen wegen seiner Verschwägerung mit Kursachsen und wegen seiner Ansprüche auf Geldern nahe liegen. Die Schmalkaldischen aber sahen sehr deutlich die Gefahren, durch einen noch nicht einmal der Augsburger Konfession zugewandten Fürsten in rein politische Zwiste hineingezogen zu werden. Auch sonst besaßen die friedlichen

Kräfte unter ihnen noch das Übergewicht; Kaisertreue und Abneigung gegen Frankreich bestanden noch immer. Auch den Landgrafen sah man von Tag zu Tag mehr auf der friedlichen Seite. Er lag übrigens jetzt öfter für Lage an seiner Krankheit danieder.

Gleichwohl war in Frankfurt die Hartnäckigkeit der Ansprüche auf Seite der Schmalkaldischen ebenso groß, wie die Gebundenheit des Erzbischofs von Lund, nichts Dauerndes bewilligen zu dürfen. Die kurfürstlichen Vermittler waren verzweifelt, aber sie blieben unermüdet im Zureden und in der Wiederanknüpfung schon zerrissener Fäden. Indessen auch Lund zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Alles was Held vermissen ließ, erfüllte er in ausgezeichnete Weise. So fest er in der Sache blieb, so umgänglich und klug zeigte er sich im Verhandeln. Mehrfach nahm er Einladungen an, beim Landgrafen oder beim Kurfürsten, um sich nach dem Essen in oft stundenlangen Gesprächen menschlich in Fühlung zu halten und letzte Möglichkeiten der Gegner zu erkunden. Man bemerkte nach und nach, daß der Schlüssel zur Lage in dem Vorschlag eines Religionsgesprächs gefunden sei. Wurde ein solches beiderseits gewünscht und zugestanden, dann konnte der eigentliche Anstand enger befristet und selbst in seinem Inhalte begrenzter sein.

Und so kam es denn nach endlosem Hin und Her schließlich am 19. April 1539 doch zu der über den Nürnberger Frieden von 1532 bemerkenswert hinausgehenden Abrede des „Frankfurter Anstandes“. Er sollte für alle gegenwärtigen Anhänger der Augsburgischen Konfession gelten, die Versicherung gegen Gewalt und die Stilllegung der Kammergerichtsprozesse auf sechs Monate enthalten, ja, falls der Kaiser entsprechend dem Verzicht der Schmalkaldischen auf Erweiterung ihres Bundes und auf neue Säkularisationen das gleiche für den Nürnberger Bund genehmige, sogar auf fünfzehn Monate. Außerdem verabredete man die Beschickung eines Türkentages in Worms zum 18. Mai und — vor allem — die Anberaumung eines Religionsgesprächs in Nürnberg zum 1. August. Damit wurde der Gedanke, der innerhalb der protestantischen Welt vor kurzem mit der Wittenberger Concordie durchgedrungen war, kühn auf das Verhältnis zwischen den Konfessionsverwandten und den Altkirchlichen übertragen; im Sinne des Kaisers aber an das angeknüpft, was er zu Augsburg 1530 schon sehr ernstlich versucht hatte.

Noch schien die Welt im Zeitalter des Erasmus zu stehen, wenn er selbst auch schon am 11. Juli 1536 in Basel aus dieser Zeitlichkeit geschieden war. Doch wirkt es symbolisch, daß eben jetzt, unter dem 1. Juni 1540, Beatus Rhenanus die Gesamtausgabe seiner Werke mit einem biographischen Nachruf in aller Form dem Kaiser gewidmet hat.